

Köpfe, Köpfe, Abertausende von schwarzhaarigen Köpfen bewegen sich zu einer Choreografie von Verkehrssignalen und guten Manieren zwischen den Warenhäusern und Bürogebäuden, die wie Klippen aus Neon am Hachiko-Ausgang des Bahnhofs von Shibuya in die Nacht ragen. Fünf verschiedene Zuglinien von drei unterschiedlichen Eisenbahnbetreibern und drei Metrolinien verstricken sich in dieser Station. Die Ginza Line der Tokioter U-Bahn verlässt über eine Brücke den Hügel mit dem bekanntesten Shopping-Distrikt Tokios und fährt in den dritten Stock eines Kaufhauses ein, wo die Geleise direkt an die Schuhabteilung grenzen. Aber nur ein paar Stationen entfernt von der inneren Bezirke umkreisenden Yamanote-Eisenbahnlinie herrscht dörfliche Stille. Kleinläden wechseln sich mit Kleinstläden ab: Blumen, Lederwaren, ein Barbier und die allgegenwärtigen Convenience Stores, die exakt das Sortiment an Waren, Produkten und Dienstleistungen anbieten, die jedermann jeden Tag braucht. Kreuzungen und Gassen sind mit akkurat gepflegten Topfpflanzen geschmückt, Menschen treffen sich in den engen Strassen oder schieben ihre Fahrräder aneinander vorbei, Schulkinder in Uniform sind auf dem Heimweg, Kleinlaster laden Waren ab, abends hört man Grillen zirpen.

Wer einmal in Japan war, kennt diese Bilder – es sind schon fast Klischees. Tatsächlich erstaunt immer wieder, wie in Tokio auf engem Raum eine solch hohe Dichte an Erlebnissen und so viel Lebensqualität möglich sind. Überall sind so viele menschliche Aktivitäten und gestalterische Details zu beobachten, dass die einzelnen Gebäude in den Hintergrund rücken. Über Jahrhunderte hat sich eine Kultur entwickelt, die ein Zusammenleben auf engem Raum ermöglicht.

Mit 36 Millionen Einwohnern ist die Metropole Tokio eine der am dichtest besiedelten Regionen der Welt. Die Stadt selbst hat mit fast neun Millionen über 20 Mal mehr Einwohner als Zürich und ist fast viermal dichter. Jeder Tokioter konsumiert mit 26 m<sup>2</sup> Bruttowohnfläche entsprechend nur halb so viel Raum wie in Zürich. Noch dramatischer ist die Veränderungsrate der Stadt. Die Lebenszyklen von Gebäuden in Tokio sind viel kürzer, 26 statt der knapp 65 Jahre in Zürich. Die kleinen Parzellen in Tokio werden immer wieder neu bebaut, so dass sich die Stadtsubstanz seit dem Zweiten Weltkrieg rein rechnerisch bereits zweibis dreimal erneuert hat.

Man stelle sich einen Stadtplan vor, auf dem alle Gebäude in Schwarz und die Zwischenräume in Weiss dargestellt sind. Tokio besteht aus eng gedrängten schwarzen Flächen, angeordnet oft noch auf den Parzellen der Edo-Zeit, die durch Erbteilungen bis heute immer kleiner wurden. Dazwischen in Weiss wie ein Kapillarnetz Strassen und Gassen, da und dort das breite Band einer Hochstrasse. Vielfach stehen auf diesen Parzellen Einzelgebäude, die mit wenig Rücksicht auf den Gesamteindruck meist ohne Architekten und sicher ohne Städtebauer geplant wurden. Wie in einer grobkörnigen Fotografie in hoher Vergrößerung verschwinden die grossen Formen und Zusammenhänge. Tokio ist ein Konglomerat von Gebäuden, ein gigantischer Vorort, der auf die Grösse einer Stadt kompakt zusammengeschoben wurde.

#### Unser allzu fettes Leben

Das Nachkriegs-Tokio wurde nie im eigentlichen Sinne geplant. Es gab grosse Infrastrukturprojekte und öffentliche Bauten der Regierung – der Rest entstand organisch. Das Wachstum der Vorstädte wurde vorwärtsgetrieben durch die privaten Eisenbahnbetreiber. So entstand eine Stadt mit Inseln von geplanten Entwicklungen, umgeben von ungeplanten Gebieten, die durch die Eisenbahnlinien und -stationen mit ihren kleinen und grossen kommerziellen Zentren strukturiert sind.

In den Achtzigerjahren wurde die Stadtplanung dereguliert. Ziel war, Wachstum und Konsum zu stimulieren, um dem Ölschock entgegenzuwirken. Firmen, die zuvor Konsumgüter exportiert hatten, wurden zu Investoren. Zusammen mit der Privatisierung von staatlichen Firmen und dem Verkauf von öffentlichem Land entstand so eine Immobilienblase, die zehn Jahre später platzte und zum sogenannten verlorenen Jahrzehnt Japans führte. Deregulierung hiess auch, dass die sozialen Unterschiede vergrössert wurden, was den Trend zu kleinen Häusern, Verschuldung und Zersiedelung verstärkte. Das japanische Erbrecht zwang Erben, Grundstücke aufzuteilen und mit neuen und kleinen Gebäuden zu bebauen. All dies führte zu einer heterogenen, dichten und niedrigen Bebauung, aus der die Gebäude um die wichtigen Infrastrukturknoten herausragen wie Gebirge.

Damit unterscheidet sich das Stadtbild von Tokio fundamental vom Ideal der europäischen Stadt. Der europäische «Schwarzplan» ist geordneter. Er ist überhaupt ein

anerkanntes Instrument der Stadtplanung. In unseren Städten wird versucht, Ordnung zu schaffen über klare Blockränder oder zumindest «präzise gesetzte Kuben», wie es in jeder zweiten Architektur-Wettbewerbslaudatio zu lesen ist. Vorbild ist immer noch das Stadtbild aus dem 19. Jahrhundert, als die Industrialisierung einsetzte. Doch die Lebensideale haben sich weiterentwickelt, entsprechend schlugen sich die heutigen Ansprüche an Privatigentum, Privatsphäre, der Anspruch an Grünraum, Erholung und Freizeit in der Stadtplanung nieder. Und zwar als Grenzabstände, Ausnützungsziffern und Freihaltezonen in der Zonenordnung. Auch die Wohnungstypen folgen noch immer dem Ideal der bürgerlichen Familie, sie werden in den Anforderungen der Projektentwickler oder Baugewerkschaften festgeschrieben.

Der ökologische Fussabdruck beschreibt diejenige Fläche, die eine Person benötigt, um ihre Bedürfnisse wie Nahrung, Energie oder Siedlungsraum zu decken. Ein Durchschnittsschweizer braucht etwa fünf Hektaren, etwa dreimal die Fläche des neuen Sechseläutenplatzes am Bellevue. Die fast 400 000 Einwohner Zürichs würden demnach die halbe Fläche der Schweiz belegen, jeder Einzelne isoliert auf seinen fünf Hektaren, durch einen 126 m breiten Gürtel vom Nachbarn getrennt. Aber nicht nur in dieser statistischen, auch in der realen Stadt beanspruchen wir Raum. Auch hier sind wir umgeben von diesem individuellen Speckgürtel, den wir für unser Glück als notwendig erachten. Hier besteht er aus den 54 m<sup>2</sup> Wohnfläche pro Person, zuzüglich den Parkplätzen, Loggien, Hecken, Zäunen und Grenzabständen, den Fahrspuren und Grünräumen, die wir je nach politischer Überzeugung mit Vehemenz verteidigen. So werden die Ideale der europäischen Stadt adaptiert auf unseren individualisierten Lebensstil und multipliziert mit den heutigen Flächenbedürfnissen. Die Folge sind grosse Wohnblöcke, die nach allen Regeln der Nachhaltigkeit energetisch und volumetrisch optimiert und hochwertig gebaut sind. Eine tatsächliche Verdichtung, also eine Erhöhung der Anzahl Personen pro Hektare, wird jedoch oft nicht erreicht. Effizienzgewinne und Aufstockungen werden von den Ansprüchen des Individuums geschluckt. Die Bauwirtschaft boomt. Rasant entwickeln sich Strukturen in dieser Zeit billigen Geldes, billiger Energie und grosser Nachfrage. Unser individualisier-

ter Lebensstil und Flächenanspruch werden so für die nächsten Jahrzehnte in die Stadtstruktur zementiert.

Die Stadt und die Region Zürich wachsen. Um das selbst auferlegte Ziel eines nachhaltigen Wachstums zu erreichen, sollen sie verdichtet werden. Die 2000-Watt-Gesellschaft ist ein ambitioniertes Ziel. Sollte es erreicht werden, so müsste die Stadt ziemlich radikal anders aussehen als die, die wir heute bewohnen. Und vor allem würden wir anders in ihr leben. Die Schweiz der frühen Sechzigerjahre entsprach einer 2000-Watt-Gesellschaft. Dafür müssen wir nicht nur aufstocken, dämmen, sparen und recyceln, sondern vor allem wieder etwas näher zusammenrücken. Und um gleichzeitig unseren Lebensstandard zu halten, müssen wir dazu etwas mehr Stadt wagen, wie es an einigen Orten in Zürich bereits erfolgreich geschieht. Dazu braucht es nicht nur Technologien, Standards und den politischen Willen, sondern auch neue Stadtbilder mit den entsprechenden Wertvorstellungen.

#### Cockpit, nicht Besenkammer

Tokio ist keine sehr nachhaltige Stadt, und Projekte japanischer Architekten sind im Schweizer Kontext oft undenkbar. Zu offensichtlich vernachlässigen sie Regeln der Energieeffizienz oder widersprechen unseren Bauvorschriften. Die in diesem Heft vorgestellten Projekte geben aber Anregungen, Stadt anders zu denken. In einer vermutlich architektonisch dichter werdenden Zukunft macht es Sinn, auch die europäische Stadt kleinteiliger, verdichteter, adaptiv, weniger individualistisch und kollektiver zu gestalten.

Japaner haben ein anderes Verhältnis zu räumlicher Nähe, die durch Rücksichtnahme und die vielen täglichen Rituale lebbar gemacht wird. Klein heisst nicht, wie in unserem eher deduktiven Verständnis von Gestaltung, «verkleinert» oder «minimal». Wird nämlich aus einer grossen Idee eine kleine abgeleitet, so ist diese reduziert, vereinfacht und auf einen Blick erfassbar. In der japanischen Gestaltung geht es eher um Bezüge zwischen Materialien, Formen oder Struktur. In dieser induktiven Gestaltungsweise ist das grosse Ganze weniger wichtig. Es ergibt sich aus der Summe der Einzelelemente und ihrer Relationen. Das Kleine wird also nicht als Defizit empfunden, als Abwesenheit von Grösse, sondern als eine verdichtete Form der Bezüge, die auch die Welt als Ganzes strukturieren. Und Grösse zu reduzieren ist

ein Mittel, die Komplexität dieser Bezüge zu erhöhen. Es geht um die Kleinheit eines Cockpits, nicht um eine Besenkammer.

Die Miniaturisierung ermöglicht ein angenehmes Leben auf geringem Raum. Die Idee auf die Spitze getrieben und um eine poetische Dimension erweitert hat der Architekt Sou Fujimoto (siehe S. 37) mit seiner Idee der «Primitiven Zukunft». Sein erstes Projekt nach Abschluss der Universität Tokio war ein Haus, dessen «Räume» mit den entsprechenden Funktionen auf das ganze Stadtquartier verteilt waren. Der individuelle Raum war äusserst minim – alle anderen Bedürfnisse des täglichen Lebens mussten einfach mit anderen Stadtbewohnern geteilt werden: Der Convenience Store um die Ecke ersetzt die eigene Küche. Das Café in der Nachbarschaft das Wohnzimmer, das öffentliche Sento das eigene Bad.

Verschiedene Projekte japanischer Architekten arbeiten mit der Idee der Essentialisierung von privaten Funktionen und deren Verschmelzung mit der Stadt: Beim Moriyama House von Ryue Nishizawa etwa (siehe S. 24) sind private Funktionen wie Küche, Bad oder WC in einzelne Volumen gegliedert und durch einen offenen Raum erschlossen, der direkt in die Stadt übergeht. Die Stadt wird so zur fraktalen Struktur, in der sich verschiedene Massstäbe überlagern und ineinander übergehen. Auch der Raum des Individuums überlagert sich so mit dem Raum anderer. Der private Kernbereich ist klein, der Raum des Austausches mit der Stadt bleibt aber gross. Die Stadt wandelt sich so von einer Ansammlung von Individuen, jedes mit seinem Gürtel von individuell genutztem Raum, zu einem Kollektiv mit den verschiedensten gemeinschaftlichen Nutzungen, in der die Summe aller Möglichkeiten nicht kleiner sein muss.

Die Grenze zwischen privat und öffentlich wird aufgeweicht. Die idealisierte europäische Stadt mit ihren klaren Grenzen und sicheren Werten, der wir noch immer nachtrauern, würde dann zur europäischen Stadt, wie sie auch sein könnte – voll an Leben, Sprachen, Erfahrungen, Austausch, Mut zu Neuem und unerwarteter Schönheit.